Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 16 (1964)
Heft: 17

Artikel: Unser Wasser
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-962495

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UM DIE POLITISCHE TRADITION

FH. Ueber dieses Thema, das bei genügend tiefer Bohrung erheblichen Sprengstoff enthält, fand letzthin am Sender Beromünster eine schweizerisch-englisch-deutsche Diskussion statt. Jedes Land stellte zwei Teilnehmer, wobei die Schweiz durch Frau Dr. Elisabeth Brock-Sulzer und Prof. Dr. Max Weber vertreten war.

Es gelang den Teilnehmern leider nicht, das Gespräch von der Oberfläche weg in etwas ergiebigere Gefilde zu führen. Von deutscher Seite wurde ausgeführt, dass jene Staaten, die wenig Traditionen haben, alle Länder beneiden, die viel davon besitzen, während Länder mit viel Tradition dies oft als Nachteil empfänden. Von Deutschland aus gesehen, erschienen jedenfalls England und die Schweiz als traditionsgesättigt.

Von englischer Seite wurde versichert, dass sich viele Leute dort heute Gedanken darüber machen, ob es nicht zu viele Traditionen gebe. Zwar bereichere Tradition gewiss das politische Leben, aber eine Reihe von alten Bräuchen könnten sicherlich fallen gelassen werden. Als Beispiel wurde die Thronrede der Königin bei Beginn des Parlamentsjahres erwähnt, die im Oberhaus erfolge. Das Unterhaus könne nur eine Abordnung entsenden, die demütig hinter den Schranken des Oberhauses stehen müsse. Dabei liege doch die ganze politische Macht beim Unterhaus, die Lords des Oberhauses hätten gar keine mehr. Aber das Bild habe sich seit Jahrhunderten nicht geändert.

Frau Dr. Brock meinte, dass die Schweiz nicht so traditionsgebunden sei wie England. Das rühre zum Teil davon her, dass wir kein einheitliches Volk seien. Sie wies auf die Landsgemeinden hin, der Urform des Parlamentarismus, wo jeder Bürger mit dem Schwert zur Beratung und Entscheidung erscheint. Hier werde demonstriert, dass das Volk noch die höchste Macht besitze und nicht das Parlament. Eine grosse und schöne Tradition. Andererseits aber verhindere diese Tradition die Einführung des Frauenstimmrechtes, denn es sei an den Landsgemeinden trotz der Kleinheit der Landsgemeindekantone einfach kein Platz mehr für Frauen vorhanden. Es gebe heute manche Frau, die sich frage, ob die Einführung des Frauenstimmrechtes die Opferung der alten Landsgemeinde wert sei.

Die deutschen Mitwirkenden meinten, dass es in Deutschland dagegen zu wenig politische Tradition gebe. (Die wesentlichste politische Tradition bestand wohl darin, dass sich die geistige Elite und die Armee grundsätzlich von Generation zu Generation nicht mit Politik befassten, was zu der bekannten politischen Urteilsunfähigkeit führte.) Es sei nicht einmal möglich gewesen, einen Nationalfeiertag einzuführen. Man habe nach dem Kriege vom Nullpunkt an wieder neu aufbauen müssen. Es komme deshalb heute vor, dass nach einer Existenz von nur 5 oder 10 Jahren bereits von "Tradition" gesprochen werde! Traditionslosigkeit sei aber kein so grosses Hemmnis, sondern eröffne auch ganz neue Möglichkeiten. Doch wurde dem entgegengehalten, dass sie auch Gefahren in sich schliesse, denn es fehlten so die Bremsen. Eine allzu grosse Beweglichkeit, wie sie das neue Deutschland aufweise, habe auch Nachteile. Die Tradition schaffe vor allem in Notzeiten eine gewisse Gemeinsamkeit.

Als Gegenstück diente hier wieder England. England hatte schon lange keine Revolution mehr und hat auch seit 200 Jahren keinen grossen Krieg mehr verloren. Dadurch ist alles erhalten geblieben; die Bräuche und Ordnungen, die sich bewährt haaten, änderten sich nur sehr langsam. Es müsse unterschieden werden zwischen tauglichen und untauglichen Traditionen, zwischen lebenskräftigen und solchen, die sich überlebt haben, die nur noch in einem äussern Schein bestehen.

Von süddeutscher Seite wurde bemerkt, dass in Schwaben eine fünfhundertjährige demokratische Tradition bestehe (wobei unter "demokratisch" allerdings nicht das gleiche wie in der Schweiz verstanden werden dürfte). Aber es frage sich doch, ob diese Tradition in einem Volk wirklich lebendig sei? Eine Art von 1. August, wie ihn die Schweiz feiere, sei in Deutschland undenkbar. Solche Traditionen würden auf Grund langer, innerer Ueberlieferung geschaffen, wenn auch die äussere Norm nicht vorhanden sei und erst später gestaltet werde. (Der 1. August existiert in der Schweiz in der heutigen Form erst seit ca. 100 Jahren wie Frau Dr. Brock erklärte, nur die Höhenfeuer sind viel älter.) Eine gewisse Revolution brachte auch die Einführung des Römischen Rechtes im 16. Jahrhundert, das unzählige, alte Traditionen zerstörte. Auch hier erscheint England als Gegenbeispiel: es hat dies nicht mitgemacht. Das englische Grundprinzip ist der Pragmatismus, der Zweckstandpunkt, was bedeutet, dass aller Wechsel immer aus der Tiefe des Nationalbewusstseins kommt, weil grundsätzlich nichts fixiert ist. Aber das hat auch seine Nachteile, Aenderungen erfolgen nur sehr langsam, selbst wenn sie überlebte Traditionen betreffen, richtige, alte Zöpfe. In der modernen Zeit hat die gesellschaftliche Entwicklung ein überaus heftiges Tempo eingeschlagen, und das Problem ist, ob die Traditionen diesen raschen Aenderungen zu folgen vermögen. Auf jeden Fall können sie nicht mehr mit so langen Zeiträumen wie früher rechnen, auch wenn lange nicht alles Neue gut ist.

Richtig ist auch, dass Tradition immer Bindung bedeutet. Und da England keine Verfassung hat, wirkt die Tradition als Bindung, als Ersatz und hat dort erhöhte Bedeutung. Bemerkenswert ist dabei, dass England wenigstens auf einigen Gebieten eine grosse Anpassungsfähigkeit seiner Traditionen besitzt. Erstaunlich zum Beispiel die Methode, wie es ständig seine Aristokratie erneuert, ihr frisches Blut zuführt. Typisch ist auch, dass sich die Arbeiterklasse verbürgerlicht, geistig aber noch die alte Tradition des "Proletariates" weiterführt.

Von einem gewissen Zeitpunkt an wird jede Tradition veräusserlicht Auch der 1. August in der Schweiz steht unter dieser Gefahr, zum Beispiel durch die Fremdenindustrie. Da müssen dann Gegenkräfte vorhanden sein. Andererseits lassen sich Traditionen nicht einfach von der Regierung aus schaffen, zum Beispiel auch keine Nationalfeiertage, wie der 17. Juni in Westdeutschland bewiesen hat. In England gibt es überhaupt keinen echten Nationalfeiertag (wenn auch zum Beispiel der Geburtstag der Königin einem solchen recht ähnlich sieht). In Deutschland scheine es nun doch, dass eine Art Freiheitstradition im Entstehen begriffen sei; in der "Spiegel"-Affaire habe eine breite Schicht sehr empfindlich auf Uebergriffe der Bürokratie reagiert.

In einer Zusammenfassung wurde davon ausgegangen, dass zu allem Leben auch das gehört, dass der Mensch das, was er lebt, auch in der Dauer leben will. Das Mittel zu dieser Erdauerung ist die Tradition. Es gibt gute und schlechte Traditionen; das Leben setzt diese Maasse dafür. Das Leben schafft Traditionen, und wenn die Tradition erstarrt, bricht das Leben die Tradition auseinander. In diesem Stadium stünden wir in unserem Jahrhundert. Am unproblematischsten sei die Schweiz dran. Interessant sei, wie die Engländer damit fertig würden, während Deutschland von beiden zu lernen habe, allerdings nicht so, dass es sie imitiere. Jede Tradition müsse ihren eigenen Weg finden; es gibt viel wertvolles, das durch sie gerettet werden könne. Ueberlebte Traditionen sollten so rasch wie möglich verschwinden.

Wir müssen hier Einiges beifügen; die Diskussion scheint sich uns etwas zu sehr in Gemeinplätzen bewegt zu haben. Tradition ist nur das Gefäss, in welchem ein echter Wert von Generation zu Generation weiter gereicht wird. Kann man darin keinen solchen Wert für unsere Zeit mehr entdecken, so muss die Tradition fallen, was oft nur unter schweren und langen Kämpfen möglich ist. Diejenigen, die solche alte Formen trotz ihrer Inhaltslosigkeit weiter verteidigen, nennt man Reaktionäre. Warum kleben so viele und oft einflussreiche Leute an leeren Traditionen und sperren sich gegen Neues, ohne es zu prüfen? Aus Mangel an Vertrauen. Man hatte früher mit ihnen Erfolg, sie sicherten den eigenen Lebensbereich, die Herrschaft, den Besitz usw., - wozu da neue Ideen an dessen Stelle setzen, auch wenn sie gerechter, besser erscheinen? So muss es auch in Zukunft wie in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder zu grossen Auseinandersetzungen um Traditionen kommen, wobei der Konservative sehr oft das zum Sterben Bestimmte vertritt, der Neuerer dagegen vertrauensvoll das Kommende, das sich manchmal allerdings in der Form des Unreifen vorstellt.

Alles hängt deshalb bei der Zerstörung und Neuschaffung von Traditionen davon ab, dass einsichtige Kräfte das vernünftige Neue unterstützen, und nicht versuchen, es mit Gewalt oder List niederzuhalten, solange es geht. Das kann zu Explosionen und bleibenden Spaltungen führen. Eines der grössten Beispiele dafür ist die Reformation. Aber auch gegenwärtig bietet die römische Kirche ein aktuelles Beispiel des Kampfes zwischen "Traditionalisten" und "Progressisten". In seinem ausgezeichneten Buch über das 2. vatikanische Konzil hat der Engländer Wall darauf hingewiesen, dass der Vatikan bis heute das "am wenigsten veränderte Monument der europäischen Geschichte" darstelle. Und nun sehe die Kurie erstmals seit Jahrunderten - und ausgerechnet noch im 100. Jubiläumsjahr des Erlasses des berüchtigten "Syllabus der Irrtümer" durch Pius IX. - die Welt, in der sie bisher mit all ihren Traditionen gelebt habe, um sich wanken. Sie erblicke in den "Progressisten" Naive, die viel zu viel Vertrauen in die menschliche Natur hätten, und sich auf ein unbekanntes, offenes Meer hinauswagten, in dem alle umkommen könnten.

So steht auch hinter der Frage der Tradition immer jene nach der Einstellung des Menschen, nach seinen Werttafeln, nach seinem Vertrauen in eine ewige Weltordnung und deren fortschreitender Verwirklichung.

Von Frau zu Frau

UNSER WASSER

EB. Wenn wir bis vor etwa zwei Jahren noch blind und taub sein wollten, wenn es um "Wassergespräche" ging, so konnte man uns vielleicht noch Gutgläubigkeit andichten. Heute hingegen weiss jedes von uns, dass es schlimm bestellt ist. Beinahe täglich lesen wir in den Zeitungen von Fischsterben, von Oellachen, von verschmutztem Grundwasser, von Algen, von Wasserknappheit usw., usw.

In der schwülen Zeit wurde auch in unserem Dorf das Wasser knapp,

und ein Ausrufer ging von Haus zu Haus, um anzukündigen, man dürfe im Garten nicht mehr mit dem Schlauch spritzen oder gar Sprenger im Betrieb halten. Das Reservoir sei beinahe leer. Und es gab tatsächlich Leute, die den Ausrufer anrempelten, als ob er Wasser aus den Felsen klopfen könnte oder als ob er schuld sei am heissen Wetter und an der ganzen Wassermisere! Zugegeben, es trifft einen, und man sieht seinen Rasen und seine Rosen nicht gern dahinserbeln. Man kämpft auch mit einer egoistischen inneren Stimme, ob man nicht vielleicht noch rasch das und jenes tun soll, denn, nicht wahr, vielleicht tun es die andern, und dann hat man kein Wasser mehr dafür. Man hätte ja noch so viel zu waschen, und man würde so gerne noch ein Vollbad nehmen - die ganze Familie natürlich - und wie verhext schweben lauter Wasserwünsche plötzlich vor der Phantasie. Derweil versucht man, diesen Bildern nicht nachzugeben und sich überhaupt zu bemühen, die vaterländischen Wasserpflichten nicht zu verletzen.

Das ist manchmal leichter gesagt als getan. Wir waren wieder einmal für ein paar Tage in unserem Bergdörfchen, in dem wir selbst für die Beseitigung des Abfalles zu sorgen haben. Der offizielle Kehrichtplatz ist ein beinahe senkrechtes Bord. Was man da hinunter wirft, gelangt früher oder später, verwest oder auch nicht, in "Extrakten" oder direkt, ins Bett des in der Schlucht vorbeibrausenden Bergbaches. Wir machen uns also ganz konkret der Gewässerverschmutzung schuldig, wenn wir unsern "Chüder" auch dahinunter leeren. Was aber sollen wir sonst damit tun? Wir haben keinen Quadratmeter, in den wir ihn vergraben könnten. Eine andere Abfallstelle gibt es nicht.

Da kommen immer wieder die Fragen und Diskussionen: Sollen wir dem Gemeindepräsidenten schreiben und ihm vor Augen führen, wessen er sich mitschuldig macht? Oder sollen wir noch "höher" gehen mit unsern Anklagen? Aber damit laden wir den Bergbauern unweigerlich grosse Ausgaben auf den Buckel, wir, die in ihren Augen sowieso nur Nutzniesser des Dorfes sind. Sie, die uns heute offenbar noch gut leiden mögen, werden böse über uns werden. Wir werden Unzufriedenheit säen. Dürfen wir uns überhaupt einmischen? Die "Unterländer" wissen ja sowieso immer alles besser, und die Bergbauern werden sie sicher oft zum Kuckuck wünschen.

Vorläufig beschränken wir uns darauf, da und dort eher vorsichtig ein Wort fallen zu lassen und vor allem auch von unserer eigenen "Tinte" im Unterland zu erzählen, damit sie nicht glauben, wir fühlen uns erhaben über sie. Aber ob der eingeschlagene Weg der richtige ist? Wir sind nicht so überzeugt und begehen ihn, weil wir keinen bessern wissen. Es scheint uns in den Gewässerproblemen alles so sehr ein Wettlauf mit der Zeit. Nur eines wissen wir: Dass jedes von uns, aber auch wirklich jedes, seinen kleinen oder grössern Beitrag leisten muss, damit wir den Wettlauf eventuell doch noch gewinnen können. Es scheint so wenig zu sein: Ein bisschen Kehricht verbrennen, ein bisschen weniger Abwaschmittel brauchen, eben, lauter Tropfen auf einen heissen Stein. Aber es bleibt das einzige, um das schlechte Gewissen zu beschwichtigen. Oder wissen Sie etwas Besseres?

Die Stimme der Jungen

KLEINE SCHWEIZERISCHE FILMGESCHICHTE

IV

Gotthelf beliebter als Zeitkritik

ER. Die Aera, die jetzt beginnt und in der wir noch mittendrin stehen, trägt zwei Namen: Schnyder und Früh. Die beiden Regisseure, die gleichzeitig Drehbuchautoren und Produzenten sind, ergänzen sich in der Eigenart ihrer Persönlichkeit und im Stil ihrer Filme aufs beste. Schnyder bemüht sich einerseits, das geistige Erbe Gotthelfs in Filmen von Niveau fruchtbar zu machen und anderseits, Schweizer Ungeist in aktuellen Originalstoffen zu attackieren. Kurt Früh bevorzugt Milieuschilderungen, in denen sich Sozialkritik mit liebevollem Verständnis für alles Menschliche mischt, und "Musicals", in denen er eine Alltagsgeschichte musikalisch auflockert und gleichsam als Kabarett präsentiert.

Franz Schnyder ist in Burgdorf geboren und aufgewachsen und hat Schauspielschulen in Düsseldorf und Berlin besucht. Jahrelang war er dann als Theaterregisseur tätig, erst in Berlin und München, dann in Zürich, Bern und Basel. Drei frühe Filme fallen in diese Zeit: "Gilberte de Courgenay" (1941), "Das Gespensterhaus" (1942) und "Wilder Urlaub" (1943). Seit damals trägt er sich mit dem Gedanken, Gotthelfs "Uli der Knecht" zu verfilmen. Der 100. Todestag des Dichters im Herbst 1954, zu dem auch die Filmwirtschaft etwas beitragen will, wird seine Chance. Der Film mit dem noch fast unbekannten Hannes Schmidhauser als Uli und der in Deutschland bereits populären Liselotte Pulver als Vreneli wird ein enormer Erfolg. Schnyder erhält die Regie des ersten Schweizer Farbfilms "Heidi und Peter" und dreht bereits ein Jahr darauf "Uli der Pächter", der ebenfalls ausgezeichnet ankommt. Weniger hat das Publikum für die Liebessorgen eines Schweizer Gardisten übrig, von denen "Zwischen uns die Berge" handelt.

1958 versucht Schnyder etwas Neues: "Der 10. Mai". zeigt die Schweiz am Tag der Generalmobilmachung 1940, in Erwartung des deutschen Angriffs. Ein junger Deutscher flieht aus politischen Gründen über die Grenze und sucht in einer unserer Städte Unterschlupf. Hier aber herrscht Angstpsychose, und der Aufbruch aufs Land ist in vollem Gang. Jeder rettet, was er kann, und der Flüchtling steht vor verschlossenen Türen und Herzen. Mag sein, dass diesem thematisch schwierigen Film die letzte künstlerische Reife fehlt. Aber dass er beim Publikum durchfällt, während im Jahr darauf die eher fragwürdige Gotthelf-Verfilmung "Die Käserei in der Vehfreunde" von 1,8 Millionen Schweizern besucht wird, liegt wohl weniger an künstlerischen Nuancen als an eidgenössischer Empfindlichkeit. Wer will es Schnyder verargen, dass er mit den beiden (in einer neuen Fassung vereinigten) "Anne Bäbi Jowäger"-Filmen ins Emmental Gotthelfs zurückgekehrt ist und sich erst mit dem dokumentarischen Aufklärungsfilm über "Sittlichkeitsverbrecher" wieder in die schweizerische Gegenwart gewagt hat?

Schweizerischer Alltag und musikalisches Märchen

Kurt Früh, gebürtiger St. Galler und Wahlzürcher, hat seine ersten Berufserfahrungen auf kleinen Theater- und Kabarettbühnen, vor allem aber als Autor und Regisseur von Reklamefilmen gesammelt, die er mit heiteren Chansons aufzulockern verstand. Später war er Regieassistent Lindtbergs in drei Filmen. 1955 erhält er in "Polizist Wäckerli" die erste selbständige Regieaufgabe. Der Film findet Anklang und bekommt bald darauf in der "Oberstadtgass", einem liebenswürdigen Bild des Zürcher Altstadtlebens, eine Fortsetzung. Einen ganz andern Aspekt der Grosstadt Zürich entdeckt Kurt Früh in der Langstrasse, die er auf vielen Spaziergängen beobachtend durchstreift. Man merkt es der "Bäckerei Zürrer" an, dass ihr Autor und Regisseur einen gründlichen Bilck ins Volksleben getan hat. Denn zum erstenmal ist das sicher getroffene Milieu einer Schweizer Stadt nicht einfach Schauplatz mehr oder weniger origineller Begebenheiten, sondern der Ort, an dem menschliche Grösse und Schwäche, Freude und Tragik sichtbar werden wie überall in der Welt: das "typisch Schweizerische" wird zum Allgemein-Menschlichen. Unter Frühs Führung wächst in diesem Film Emil Hegetschweiler von der Zürcher Volkstype zum grossen Charakterdarsteller. Mit "Café Odeon" versucht Kurt Früh der zwar gefährdeten, aber doch noch festgefügten Welt des alten Zürcher Schicksale am Rande der bürgerlichen Gesellschaft gegenüberzustellen. Leider muss er sein sozialkritisches Drehbuch so weit entschärfen, dass es dem Film die Wirkung nimmt.

Enttäuscht über diesen Misserfolg, sucht Früh einen neuen Weg filmischen Schaffens und findet ihn im kabarettistischen Musikspiel, einer Art schweizerischem Musical. In der charmanten Clochard-Geschichte "Hinter den sieben Gleisen" geben die chansonartigen Kommentare zwar erst den Rahmen zu einer eher realistischen Handlung ab. "Der Teufel hat gut lachen" ist aber konsequent als Märchen durchgeführt. Nur hat hier die Entfernung von der Wirklichkeit in die Nähe des Schwanks geführt. Den letzten Schritt in der Richtung der musikalischen Komödie stellt "Der 42. Himmel" dar. Leider ist dieser anfangs amüsante Film um einen verträumten Standesbeamten durch den platten Schluss missglückt.

Zum Jubiläum des Präsens-und des Schweizerfilms: Liselotte Pulver in Gotthelfs "Uli der Pächter".